

Caroline Bland u. Máire Cross Hg., **Gender and Politics in the Age of Letter-Writing, 1750–2000**. Aldershot, Hampshire/Burlington: Ashgate 2004, 280 S., EUR 81,90, ISBN 0-7546-3851-0.

Der Band vereinigt 19 Beiträge zum Brief als Quelle für die Geschichte der letzten 250 Jahre. Die zweifache Fokussierung auf Geschlecht und Politik erweitert nicht nur die Forschungsperspektive im Bereich der Briefkorrespondenzen vom Privaten auf das Öffentliche, sondern verweist zugleich darauf, dass Briefe wegen der zuerst rechtlichen, später mehr informellen Ausgrenzung der Frauen aus dem Bereich des Politischen die wichtigsten Quellen zur Erforschung der Praktiken der Einflussnahme von Frauen sind. Dies ist umso bedeutsamer, als – wie die beiden Herausgeberinnen zu Recht anmerken – schon die Definition des Politischen ohne Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht nicht mehr haltbar ist.

Einleitend heben Bland und Cross konstitutive Elemente der privaten Briefkorrespondenz hervor, die auch in den nachfolgenden Beiträgen immer wieder thematisiert werden. Ähnlich dem Tagebuch ist der Brief „not fiction“ und „not fact“ (7). Er war und ist immer auf Lesende hin konzipiert: ob auf eine einzelne Person oder einen Kreis von Lesenden ausgerichtet, ob formal eine intime Information, eine Bittschrift oder ein offener Brief, ob in der Zeit der Französischen Revolution oder am Ende des 20. Jahrhunderts geschrieben. Die Beiträge folgen einer chronologischen Anordnung, dabei legen die Herausgeberinnen den Anfang des „Age of Letter-Writing“ nicht zufällig auf die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die private Briefkorrespondenz war in der Aufklärung als Mittel des Austausches zwischen Männern entwickelt worden, als Ausweitung des Salons. Sie verstand sich anfänglich nicht primär als geheim und persönlich, sondern eine mehrfache Lektüre wurde in der Regel vorausgesetzt und vielfach wurden selbst der Form nach persönliche Briefe in Zeitschriften veröffentlicht. Die briefliche Interaktion war als „République des Lettres“ per se politischer Raum. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde mit der normativen Verfestigung der Trennung von privater und öffentlicher Sphäre und der Etablierung neuer politischer Institutionen sowohl die Frauen und mit ihnen das so genannt Weibliche als auch das Briefeschreiben dem Privaten zugeordnet. Nicht zufällig wird daher von der Feminisierung der persönlichen Korrespondenz gesprochen. Diese hatte nun vornehmlich der Verdichtung des familialen und freundschaftlichen Netzwerkes zu dienen. Freundschaft, in der Aufklärung ein Element der männlichen Öffentlichkeit, wurde zu einem Element des Privaten und Intimen.

Wie fiktiv die programmatische Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit war und ist, durchzieht die in diesem Band vereinigten Beiträge als Konstante. Die Beiträge belegen vielmehr die in den Korrespondenzen zu Tage tretenden facettenreichen Interdependenzen von persönlichen und öffentlichen Welten. Die Autorinnen und Autoren analysieren deshalb neben dem Inhalt der Briefe und den damit anvisierten Zielen vor allem die Schreib- und Lesesituation: Ist der Brief dialogisch, die Lektüre geheim oder offen konzipiert? Ist der Brief an eine Person adressiert oder an einen erweiterten Kreis? Gibt es

ein hierarchisches Gefälle zwischen Schreibenden und Empfangenden, sind diese einander fremd oder persönlich verbunden? Dabei wird deutlich, dass Korrespondenzen nicht primär dem unmittelbaren Austausch dienen, als Ersatz für das direkte Gespräch, sondern Briefe Schreiben ist ein Genre, das erlernt wird. Klar wird, dass sich Korrespondieren über die 250 analysierten Jahre hinweg als adäquates Mittel politischer Einflussnahme von Frauen erwies, aber auch als Mittel der Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht, der Selbstreflexion und Legitimierung von Ansprüchen, der Wahrnehmung und Deutung historischer Entwicklungen und sozialer Bewegungen sowie der eigenen politischen Positionierung, als Mittel auch der Aneignung von Ideen, Normen und Werten und schließlich immer wieder als von Frauen favorisiertes Mittel der Edukation.

Einige der hier hervorgehobenen Konstanten thematisieren die Herausgeberinnen in ihrem ausführlichen Einführungskapitel „Gender Politics: Breathing New Life into Old Letters“. Warum sie diesen Beitrag nicht als eigenständige Einleitung präsentieren, sondern in den ersten Teil integrierten, ist für mich als Leserin nicht nachvollziehbar, werden doch in diesem Kapitel kurz alle Beiträge von Teil I und Teil II angesprochen. Abgesehen von diesem Einwand ist die Unterteilung verständlich. Während VerfasserInnen und LeserInnen der analysierte Briefkorrespondenz im ersten Teil weitgehend der selben sozialen Schicht angehören, verweist schon der erste Beitrag des zweiten Teils auf das ebenso geschlechterhierarchische wie klassenbedingte Machtgefälle zwischen Schreiberinnen und männlichem Empfänger. Zudem manifestiert sich in diesem Teil der Korrespondenzen der Wandel der politischen Praktiken hin zur Agitation im Rahmen von Parteien, Organisationen und Massenbewegungen.

Unter dem Titel „1750–1850: Epistolary Connections in Enlightenment and Revolution“ wird Geschlecht unterschiedlich thematisiert. Clare Brant analysiert die in der englischen Presse des 18. Jahrhunderts veröffentlichten Briefe unter „Tribunal of the public“. Diese Briefe verstanden sich als Anklage oder Verteidigung einer bedeutenden männlichen Persönlichkeit. Es ging um deren Ehrenhaftigkeit, die in den Briefen weitgehend in Bezug auf deren Verhalten Frauen gegenüber beurteilt wurde. Der offene Brief war auf eine doppelte LeserInnenschaft hin konzipiert: auf den Adressaten, vor allem aber auf das Lesepublikum der Zeitung, das damit als öffentliches Tribunal inszeniert wurde, das über die dadurch eröffnete oder angeheizte Kontroverse zu richten hatte. Die drei weiteren Beiträge zum 18. Jahrhundert behandeln die Geschlechterkonzeptionen in der Briefkorrespondenz von und mit berühmten Männern. Ursula Yvonne Roberts belegt Diderots ambivalente Geschlechtervorstellung. Er war seiner Tochter äußerst zugetan und ließ ihr eine sorgfältige Erziehung zukommen, aber offerierte sie dennoch zwei Freunden seines Alters als Ehefrau. Trotz seiner deklarierten Achtung für die intellektuellen Fähigkeiten der Frauen ging er davon aus, dass die reproduktiven Fähigkeiten deren Möglichkeiten limitierten und diese dazu verdammten, sich unterzuordnen. Damit etablierte er sich als Vertreter eines biologischen Determinismus. So bewunderte er in den Briefen an seine Geliebte Sophie Volland ihre „weibliche“ wie auch ihre „männliche“ Seite, das heißt ihre Intelligenz. Nur weil sie ledig blieb, entging sie nach ihm dem biologisch bedingten Schicksal der Unter-

ordnung und des Unglücks. Rousseaus Konzept der Frau als Salonnière einerseits und als verkörperter Unschuld andererseits wird in den von Anne-François Gilbert analysierten Briefen einer unverheirateten „Henriette“ durch ein Drittes ergänzt: die Frau als seine Leserin, die sich der ebenbürtigen und reziproken Auseinandersetzung mit ihm stellt. Der Austausch mit Rousseau ermöglichte „Henriette“ schreibend die Selbstreflexion und legitimierte ihren Anspruch auf Selbstbestimmung. Den Prozess einer doppelten Befreiung zeigt David McCallam in den Briefen der Marquise de Sade an ihren gefangenen Ehemann. Sie entwickelte sich von einer Befürworterin der Revolution zur Monarchistin und von einer Verbündeten des Marquis zu dessen Kritikerin. Ihre allmähliche Distanzierung wird in den Briefen eingeführt durch den Rekurs auf ein dritte Instanz, das „on“, das sich zum einen auf mögliche LeserInnen, zum anderen auf nicht näher definierte politische Akteure bezieht.

Dass sich Frauen als Ehefrauen und Witwen in der Zeit von der Amerikanischen Revolution bis zum Revolutionsjahr 1848 selbstverständlich in die politischen Kontroversen einmischten, belegen die Beiträge von Edith B. Gelles zum Briefwechsel von Abigail Adams, der zweiten First Lady der USA, sowie von Jane Rendall zu den transatlantischen Korrespondenzen der Ehefrauen irischer und schottischer Politiker. Alle zeigten sich als Beraterinnen und intime Kennerinnen der politischen Szene, reflektierten und kommentierten die Möglichkeiten der Umsetzung des ideellen Erbes der Amerikanischen und Französischen Revolution. Auf den Diskurs der Französischen Revolution beziehen sich auch die von Flora Tristan benutzten Grußformeln in ihren Briefen der Jahre 1843 und 1844. Ihre von der „fraternité“ abgeleitete Formel „votre soeur en l'humanité“, mit ihrem doppeldeutigen Rekurs auf Menschlichkeit als moralischer Kategorie und der Menschheit als Gemeinschaft von Natur aus Gleichberechtigter, erlaubte der Sozialistin Flora Tristan die Aufnahme von Beziehungen zu ihr total fremden Personen und damit die Inszenierung der Solidarität mit Unbekannten. „Schwesterlichkeit“ verleiht ihrem Diskurs eine weibliche wie auch eine religiöse Konnotation. Diese Religiosität ist nach Máire Cross ein typischer Ausdruck des romantischen Mystizismus, der die Argumentation der Aufstandsbewegungen bis 1848 durchzieht. Erst im Rahmen der Massenbewegungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird Religion von den bürgerlichen Radikalen wie von den Sozialisten aus antiklerikaler Warte als Machtfaktor der Konservativen grundsätzlich bekämpft.

Nicht nur der Titel von Teil II – „1850–2000: Correspondence in Times of Trial“ – setzt einen neuen Akzent, sondern das veränderte wirtschaftliche, politische und soziale Umfeld definiert schon den Handlungsrahmen des ersten Beitrags. Christa Hämmerle analysiert die Verknüpfung der Geschlechter- mit der Klassenhierarchie in den Bittbriefen unbekannter Frauen aus der ArbeiterInnenschicht. Sie wandten sich an männliche Vertreter der Macht, die Kraft ihres Amtes ihr schweres Los erleichtern sollten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts und vor allem dann im Kontext des Ersten Weltkrieges veränderte sich der Stil dieser Petitionen, von der gefühlsbetonten und unterwürfigen Bitte um Gnade hin zu einer argumentativ legitimierte Forderung nach Gerechtigkeit. Von Unterordnung ist in

den Briefen französischer AktivistInnen aus der selben Zeitepoche nichts zu spüren. Marie Quénot „bombardierte“ nach Siân Reynolds die Regierung der Dritten Republik regelrecht mit Briefen, damit sie ihren auf eine Insel verbannten Mann, den bekannten Kommunarden Jean Alleman, amnestierte. Zu ähnlich großer Berühmtheit wie dieser Kommunarde gelangte Céline Renooz dank ihrer unzähligen Briefen an ebenso Bekannte wie Unbekannte, mit denen sie ihre von eigenwilligen naturwissenschaftlichen Vorstellungen abgeleiteten feministischen Ansprüche verbreitete. Wie James Smith nachweist, stellte Renooz ihre ausgedehnten Korrespondenzen vor allem in den Dienst der Selbstkonzeption. Zu diesem Zwecke kopierte sie ihre Briefe, veränderte sie nachträglich, um sie schließlich in zwölf Bänden zu veröffentlichen. Von Radikalität, aber auch Ambivalenzen zeugen die Briefwechsel von Suffragetten, Abtreibungsbefürworterinnen und Feministinnen des 20. Jahrhunderts. In ihrer Mehrheit zählten sich diese zur sozialistischen Bewegung und fast alle versuchten sie, sowohl in ihrem privaten Briefwechsel als auch mit offenen, beziehungsweise veröffentlichten Briefen eine edukative Wirkung zu erzielen.

Von diesen von verschiedenen AutorInnen untersuchten Korrespondenzen unterscheiden sich die von Caroline Bland analysierten Briefe einer jungen Frau aus Berlin an ihre Eltern und ihre Schwester in Ostfriesland während der Jahre 1942–1945. Die Briefe handeln nicht von politischen Aktionen, sondern in ihnen zeigt sich, wie der dominante Diskurs der nationalsozialistischen Propaganda und die traditionellen Geschlechterrollen unter den sich ständig zuspitzenden Lebensbedingungen auf individueller Ebene angeeignet und je nach Zeit und AdressatInnen unterschiedlich reflektiert wurden. Auf Ambivalenzen verweist auch Joanne Sayers Analyse der beiden Editionen von Briefen der österreichischen Autorin Elisabeth Langgässer. In den von ihrem Ehemann 1954 editierten Briefen ist ihre halbjüdische Herkunft kein Thema, obwohl ihre Tochter aus erster Ehe, Cordelia Heller, nach Theresienstadt deportiert worden war und später Auschwitz überlebt hatte. Langgässers kritische Position gegenüber dem Nationalsozialismus ist in diesen Briefen nur durch ihren Katholizismus bestimmt: statt Protest und Verantwortung demütige Geduld. Elisabeth Hoffmann, die Tochter von Cordelia Heller, interessiert – geprägt von den feministisch geprägten Fragestellungen der 1980er Jahre – in der von ihr getroffenen und 1990 editierten Auswahl von Briefen weniger die politischen Verstrickungen ihrer Großmutter als die Identität von Elisabeth Langgässer als weibliche Autorin.

Auch wenn die Unterschichten in den hier untersuchten Korrespondenzen nur vereinzelt zu Worte kommen, so zeichnen sich die 18 Beiträge doch durch eine Vielfalt der behandelten Briefformen wie auch von Fragestellungen aus. Damit wird die eingangs gestellte These von der Bedeutung der privaten Korrespondenz für die Erforschung des Verhältnisses von Politik und Geschlecht methoden- und facettenreich belegt.

Elisabeth Joris, Zürich